

übersteht, sei eine Chimäre. Es gebe kein Zurück zu einem unschuldig-technologiefreien Zustand, sondern – ‚We Are the Machine‘ – nur das Vorwärts zu einem verantwortlichen Umgang mit der Technik.

Ein solcher Technik-Optimismus ist in der Literaturwissenschaft grundsätzlich eher selten. In dieser Studie wird jedoch mit Verve und zunehmender Eindringlichkeit für eine entspannte, innovationsoffene Haltung plädiert. Dabei irritiert, dass das ursprünglich wissenschaftstheoretische Ideal einer vermittelnden „third culture“ deutlich auch als normativer Maßstab an literarische Texte angelegt wird. Die ‚besorgte‘ („uneasy“) Rezeption der IT, so verkündet bereits die Einleitung apodiktisch, sei in manchen Fällen ‚berechtigt‘ („warranted“), in anderen aber nicht („unwarranted“); überhaupt sei die (literarische) Dämonisierung der IT ein ‚Rohrkrepierer‘ („non-starter“). Mehr noch, den Autoren selbst werden angemessene technische Kenntnisse sowie eine adäquate Darstellungsweise abverlangt: Dürrenmatt etwa sei einer derjenigen, „who do not quite understand the technology he critiques“ (51); Baudrillard und Virilio „have a similar flaw“ (67); „Loest misses the critical twenty-first century point“ (119); Polleschs „vision of the technological present/future is simplistic and exaggerated“ (121). – Bei allem Reiz pointierter Stellungnahmen: Die vorangegangenen Textanalysen sind ja selbst der beste Beweis dafür, dass der Literatur unter anderem die wichtige Funktion zukommt, auch diffuse Ängste in Bilder, Szenarien oder Handlungen zu übersetzen. Und es kann kaum die Aufgabe der Literaturwissenschaft sein, Autoren das Recht zu solchen – womöglich technisch ‚falschen‘ – Visionen abzusprechen. Doch es scheint, als wolle Youngman mit bewusst zugespitzten Thesen produktive Diskussionen auslösen – und dies wäre neben dem pionierhaften Überblick über ein noch kaum bearbeitetes Thema denn das zweite Verdienst dieses anregenden Bandes.

Florian Gelzer (Bern)

EVA HAUSBACHER, *Poetik der Migration. Transnationale Schreibweisen in der zeitgenössischen russischen Literatur* (= Stauffenburg Discussion. Studien zur Inter- und Multikultur; Band 25), Tübingen (Stauffenburg) 2009, 317 S.

Die Arbeit erfüllt die klassischen Kriterien einer Habilitationsschrift. Auf eine fundierte Auseinandersetzung mit der Fülle der theoretischen Positionen (in den Kapiteln Transkulturalität, Kulturgeographie, Kultur und Geschlecht sowie Literatur und Migration), die ziemlich genau die Hälfte der Arbeit (144 S.) ausmacht, folgt ein textanalytischer Teil, der die bisher entwickelten Positionen auf die Arbeiten (jeweils fiktionale Texte und (poetologische) Essays) von vier russischen Autor/inn/en anwendet, auf Marina Palej, Marija Rybakova, Julia Kissina und Vladimir Kaminer. Im Resümee werden die bisher entwickelten Thesen noch einmal zusammengefasst und durch Verweise auf weitere Autor/inn/en unterstützt und präzisiert (Irina Aristarchova und Michael Šiškin).

Bereits auf einer ersten Ebene der Lektüre überrascht die Verbindung von theoretischen Positionen der Postmoderne, des Postkolonialismus, der Dekonstruktion und des (Post-)Feminismus mit dem in der deutschsprachigen Slawistik üblichen präzisen narratologischen Instrumentarium der Literatursemiotik, die in ihrem binären Aufbau den diversen „Post“-

Thesen diametral entgegengesetzt ist. Auch die Aufnahme von Kaminer in die Reihe der genau analysierten Texte bricht mit traditionellen Mustern, da er, im Gegensatz zu den anderen behandelten Autor/inn/en, nur auf Deutsch publiziert hat, also, wie von Hausbacher reflektiert wird, „eigentlich“ nicht in einer slawistischen Arbeit vertreten sein sollte, und da er, zweitens, als erfolgreicher Pop-Autor klassischen literaturwissenschaftlichen Wert-Kriterien widerspricht – doch geht es in dieser Arbeit ja genau um die Problematisierung und das Aufbrechen solcher „Eigentlichkeiten“.

Und damit kommen wir zu einer anderen möglichen Lesart der Arbeit, die ihr besser entspricht: Sie ist auch eine (entlarvende) Mimikry der klassischen Habilitationsschrift. Sie versucht die anhand der Theoriediskussion und anhand der Textanalysen entwickelte Position einer positiv verstandenen Hybridität auch auf den wissenschaftlichen Diskurs anzuwenden, nicht in einem frontalen Angriff, sondern in subtilen Verschiebungen. Sie praktiziert, was sie analysiert.

Sucht man/frau Orientierung im Dickicht der Arbeiten zum Thema Inter/Transkulturalität, empfiehlt sich eine Lektüre des ersten Teils. Hier wird das klassische „Dreigestirn“ (101) Said, Bhabha, Spivak behandelt, doch diese Autoritäten werden durch andere ergänzt und modifiziert (Huntington, Appadurai, Glissant, Hall, Trinh); die deutschsprachige Diskussion (Link, Müller-Funke, Bachmann-Medick, Uffelman, Frank; Hansen-Löve, Lützel, Wintersteiner etc.) ist breit vertreten, russische Ansätze der Diskussion werden, auch mit Rekurs auf das Internet, in dem einige dieser Auseinandersetzungen mit westlichen Ansätzen stattfinden, referiert und diskutiert (Dyogot, Šiškin). Hausbachers Sympathien gehören dabei ziemlich eindeutig Bhabha, seinem Konzept der Übersetzung, der unheimlichen Heimat, der Weltliteratur, auch wenn seine Positionen, wie sie selbst kritisch bemerkt, häufig relativ unpräzise und metaphorisch sind.

Neu und interessant an Hausbachers Arbeit ist, dass sie a) postkolonialistische Konzepte mit *gender*-Konzepten verbindet. Die Scharniere bilden dabei die *gegenderte* Metaphorik, die für die Beschreibung von Nationen immer schon verwendet worden ist, die Parallelität der (von ihr explizit abgelehnten) Opferrolle von Frauen und kolonisierten Völkern, sowie vor allem der prozessuale Begriff von Geschlecht und Kultur, den Hausbacher vertritt (*doing gender*, 89f. und *doing culture*, 47ff.).

Ebenso neu und interessant ist b) die Anwendung von Konzepten und Dispositiven aus der Postkolonialismus-Debatte auf die post-sowjetische Literatur. Dabei kommt es zu interessanten Überlagerungen und Überlappungen. Ein Argumentationsstrang folgt Saids Orientalismus- Konzept und zeigt, dass Russland im (west-)europäischen Hetero- und im Auto-Stereotyp ähnlich dem Orient ebenfalls immer schon als „Osten“ imaginiert worden ist, mit all seinen Sub-Stereotypen von Ungezähmtheit, Wildheit, „Seele“, Territorium, Kollektivität – kurz mit einer „weiblichen“ Typik. Daneben bzw. gleichzeitig damit werden allerdings auch vom Zentrum Moskau aus Sibirien und der Kaukasus mit analogen Typologien des Fremden belegt, was ein gleichzeitig existierendes anderes Auto-Stereotyp, nämlich eines der Macht, impliziert. Dass in dieser Binnenkolonisierung neben rein geographischen Gegebenheiten auch ethnische, religiöse und *gender*-Differenzierungen wirksam werden, wird genau analysiert. Insbesondere wird durch das weibliche Autostereotyp der *matuška rus* des Mütterchens Russland, das mit dem (variablen) Territorium gleichgesetzt wird, ein russisches Spezifikum in den postkolonialen Diskurs eingebracht. Die Machtposition wird hier offensichtlich nicht durch eine männliche, individualistische, rationale Position eingenommen, sondern durch eine normalerweise mit der Position der Unterlegenen besetzte weibliche Figuration. Die sich hier öffnenden Gedankengänge

über die Verteilung von Macht/Ohnmacht auch im Orient/Okzident Verhältnis werden auf einer politischen Ebene nicht weiter verfolgt, allerdings wird die Konsequenz der Auflösung der starren Dichotomie sehr wohl gezogen, die Konstatierung (oder Utopie) eines *third space* ist ein zentrales Anliegen der Arbeit auf allen Ebenen – insofern ist sie klar der Dekonstruktion verpflichtet.

Diese dekonstruktivistische Grundausrichtung will aber nicht auf *political correctness* im engeren Sinn verzichten. Die Problematik einer gewissen Idealisierung von Migration in den theoretischen Positionen wird reflektiert. Dass die Erfahrung von Heimatlosigkeit, Exil, Diaspora für intellektuelle und künstlerische Eliten als Chance, Erweiterung der Möglichkeiten, Freiheit empfunden wird, wird mit der gegenteiligen Erfahrung des Großteils der aus politischen oder ökonomischen Gründen Exilierten kontrastiert; auch die mehrmals auftauchenden Vergleiche mit den früheren russischen Emigrationen geht in diese Richtung.

Hausbachers Ausweg aus diesem moralischen Dilemma ist die Einbindung der Autor/inn/en-Biographien in die Analysen. Das erfordert allerdings eine grundlegende Modifikation von literaturtheoretischen Positionen. Sie versucht in ihren Modellanalysen, die subjektiven lebensgeschichtlichen Erfahrungen der Migration mit der Textanalyse zu verbinden. Dabei muss sie die strenge Differenz zwischen Autor/in und Erzähler/in wenn schon nicht aufgeben, so zumindest problematisieren, variieren. Nun ist diese klare Unterscheidung selten wirklich exakt durchgehalten worden; bei Hausbacher geschieht dies allerdings nicht aus Ungenauigkeit, sondern vielmehr aus Genauigkeit – es ist dies wieder einer der Punkte, in denen sie dekonstruktiv etablierte Trennungen und Dichotomien bewusst aufbricht, um ihren *third space* der Ambivalenzen und des Spiels mit den Differenzen aufzubauen.

Diese Tendenz zeigt sich auch in der Auswahl der genauer analysierten Texte und Autor/inn/en. Essays, die „klassische“ Form der Mischgattung, nehmen einen wichtigen Raum ein; viele Texte sind nicht klar entweder dem Journalismus oder der klassischen fiktionalen Buchproduktion zuzuordnen, die Phantastik durchdringt immer wieder den realistischen Erzählraum. Auch die Frage von E- und U-Literatur wird, vor allem am Beispiel Kaminers, problematisiert. Seine Texte zeigen, trotz bzw. unabhängig von seinem (kommerziellen) Erfolg als Pop-Autor, die selben Merkmale, die Hausbacher als Kennzeichen dieser neuen Migrationsliteratur herausgearbeitet hat (138ff.), und die ich hier stark verkürzend und vereinfachend wiederzugeben versuchen möchte:

1. die Wichtigkeit der räumlichen Konstruktion der Texte,
2. wechselnde Erzähl-Perspektive,
3. Figuren, die zwischen Typik und Phantastik changieren, keine klassischen Individuen sind,
4. Zeitstrukturen, die eine lineare Zeitkonzeption brechen bzw. problematisieren,
5. Doppelungen (auf allen Ebenen, z. B. temporal Gegenwart/Erinnerung, Doppelgängerfiguren, Mischorte ...),
6. eine Sprache, die fremde Elemente aufnimmt, über die Bachtinsche Dialogizität hinaus,
7. Mimikry, wiederum auf allen Ebenen (und hier ergibt sich, ähnlich wie bei der Ironie, natürlich ein eminentes Problem der Rezeption, das schon lange bekannt ist: was passiert, wenn Trivialität nicht als entlarvende Mimikry erkannt, sondern als trivial rezipiert wird, wenn Ironie ernst genommen wird?),
8. damit eng verwandt die Aufnahme und das Spiel mit Stereotypen,
9. die Verwischung von Genre-Grenzen, die Entwicklung von neuen (Misch-)Gattungen.

Hausbacher betont, dass dieser Katalog weder umfassend, noch ausschließend noch präskriptiv sei, er ist lediglich das Resultat ihrer Textanalysen. In diesen Text-Merkmalen zeichnen sich die (theoretischen) Positionen des *third space* relativ klar ab: Auflösung der in der realistischen Erzähltradition herausgebildeten Kategorien von Raum, Zeit, Figur, Perspektive, Stil. Was diese Poetik der Migration von einer sehr viel allgemeineren modernistischen oder avantgardistischen oder postmodernen Ästhetik unterscheidet, sind wohl die Rückbindungen in die lebensgeschichtliche Realität, die sich in den gewählten Stereotypen und in den Doppelungen manifestieren: das Einst und Jetzt, das Hier und Dort ist prägender als im postmodernen Spiel mit den kulturellen Traditionen; gesucht und konstruiert wird nicht mehr ein Raum des *anything goes*, sondern eben ein *third space* der Freiheit, in dem individuelle Existenz möglich ist, in dem *doing culture* nicht durch vorgegebene Konzepte und kulturelle und politische Macht-Apparate eingeschränkt ist.

Die hier vorgeschlagene Krieteriologie versteht sich als Möglichkeit der Beschreibung für Texte von Migrant/inn/en unabhängig von Herkunftsland und Sprache, sie zielt damit weit über den slawistischen Bereich hinaus, und ist für interkulturelle Germanistik, Komparatistik und eben eine neue *transnationale Weltliteratur* relevant.

In ihrem Schlusswort reflektiert Hausbacher die Paradoxie, aus einer fixen und sicheren Position innerhalb der Institution Universität Migration und ihre Unsicherheiten zu analysieren. Sie kommt aber, trotz allen Problembewusstseins, zu einem positiven Schluss, indem sie gerade der Literaturwissenschaft, verstanden als offener Text- und Kulturwissenschaft, eine besondere Rolle und Befähigung in der vielfachen Herausforderung, die die Migration stellt, zuschreibt:

Als interkultureller Forschungsbeitrag geht diese Arbeit [...] den spezifischen Wegen der Transformation, des Um- und Neuschreibens von Kultur, wie sie in der Migrationsliteratur gegangen werden, nach, um dabei die engen Verschränkungen von kulturellem Wissen und ästhetischer Imagination im transkulturellen Prozess sichtbar zu machen. Den Schnittpunkt, in dem sich die diversen theoretischen Ansätze begegnen und durch ihre Bezugsetzung zu literarischen Texten auch methodisch fokussiert werden, bildet die Literaturwissenschaft.

Es bleibt zu hoffen, dass das hier vorliegende vorläufige Ergebnis Diskussionsargumente liefert für eine fächerdurchlässige Vermischung von Fragestellungen, Theorien und Methoden. (295)

Die subversive Mimikry der Habilitationsschrift bleibt erhalten, erhalten bleibt aber auch die Literaturwissenschaft, allerdings nun in Analogie zu *doing gender* und *doing culture* als *doing literary studies* nur mehr als diskursiver Schnittpunkt von sehr divergenten Ansätzen, von großem heuristischen Wert, relevant auch für die soziale Praxis, allerdings ohne Anspruch auf ‚ewige‘ Wahrheiten.

Sigrid Schmid-Bortenschlager (Salzburg, Crocq)